

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 55.

Düsseldorf, den 13. August.

1905.

Inhalt: Evangelium zum neunten Sonntag nach Pfingsten. — Daß du es doch erkanntest, was dir zum Frieden dient! — Fala Morgana. (Schluß). — Aus dem Leben in der Natur. — Exerziten in Reviges. — Priester-Exerziten 1905. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum neunten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIX, 41—48.

„In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkanntest und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast. Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben. Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Ränberhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.“

Daß du es doch erkanntest, was dir zum Frieden dient!

Was das heutige Evangelium berichtet, lieber Leser, ereignete sich bei jenem feierlichen Einzuge des Herrn in die Hauptstadt Jerusalem, wobei Er von begeisterten Volksscharen mit Hosanna-Rufen empfangen wurde. Dieser Einzug war eine großartige, dem Herrn dargebrachte Huldigung, die sich zu einer öffentlichen Anerkennung Seiner göttlichen Sendung gestaltete; es war zugleich aber auch die letzte Mahnung und Aufforderung an das jüdische Volk, sich diesem „im Namen des Herrn kommenden“ Messias-König gläubig anzuschließen. Ja, es war die letzte Aufforderung, die an Israel erging; oder waren nicht das ganze öffentliche Wirken Jesu, waren nicht Seine Lehrvorträge und Seine zahlreichen Wundertaten anzusehen als eine beständige Aufforderung, an Ihn zu glauben, in Ihm den Messias, den Sohn Gottes zu erkennen und rückhaltlos Seiner Leitung und Führung zu folgen? Mußte Israel nicht in Ihm Denjenigen erkennen, den die Propheten schon seit Jahrtausenden vorherverkündet hatten? Und doch blieb der weitaus größere Teil des Volkes — die Führer und Lehrer Israels leider allen voran — wie mit Blindheit geschlagen: das Volk hat die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt!

Da dürfen wir uns, lieber Leser, kaum wundern, wenn auch ein großer Teil unserer Zeitgenossen die Kirche Jesu als ein Gotteswerk nicht anerkennt, — die Kirche, die der Sohn Gottes begründet und mit übernatürlicher Wahrheit und Gnade ausgestattet hat, um die ganze Menschheit zu ihrem wahren, ewigen Ziele zu führen. So viele Millionen gehören einer der christlichen Religionsgemeinschaften an, über welche die Geschichtsforschung den klaren Beweis erbringt, daß sie ohne Ausnahme dadurch entstanden sind, daß Mitglieder der vom Welckerlöser gegründeten Kirche ihre geistliche Mutter ver-

ließen, sich in schroffen Gegensatz zu ihr stellten und den Grund zu einer neuen Religionsgesellschaft legten. So geschah es vor nahezu vierhundert Jahren in Deutschland durch Luther und seine Gesinnungsgenossen; so geschah es in England durch König Heinrich VIII. Es ist bezeichnend, daß dieser König noch zehn Jahre vor seinem Abfall (1521) in jener berühmten, gegen Luther gerichteten Schrift „über die Siebenzahl der Sacramente“ ausdrücklich erklärt hatte: „Jede christgläubige Kirche erkennt den Römischen Stuhl an und verehrt in ihm die Mutter und ihr Oberhaupt.“ Und im Vorwort dieser Schrift spricht er zu Papst Leo X.: „Wenn wir irgendwie geirrt haben, möge Eure Heiligkeit, der wir das Werk darbieten, den Fehler nach Ihrem Gutdünken verbessern.“ — Als der König sich aber im Jahre 1533, bei Lebzeiten seiner rechtmäßigen Gemahlin, mit deren Hofdame Anna Boleyn heimlich hatte trauen lassen und vom Papste deshalb mit dem Kirchenbanne belegt wurde, da ließ er schon in Jahresfrist von dem eingeschücherten Parlamente ein Gesetz votieren, wonach „der Papst in England nicht mehr Jurisdiction (Amtsgewalt) habe, als irgend ein anderer Bischof der Welt“.

Aber wie steht denn nun heute neben der unveränderten majestätischen Einheit unserer katholischen Kirche beispielsweise die englisch-protestantische „Kirche“ da? Sie ist, wie der nun schon oft von mir zitierte protestantische Verfasser sagt, „ein Haus, das wider sich selbst uneins ist“ (Luk. 11, 17). Zum Belege führt er u. a. einiges aus einem Briefwechsel mit einer gebildeten (protest.) Frau an, die ihn in ihren Gewissensnöthen zu Rate gezogen hatte.

Sie schrieb: „Was man in N. uns lehrt, ist durchaus nicht dasselbe Evangelium, wie ich es zu London aus dem Munde von Männern, wie z. B. vom Domherrn H. höre, dessen katholischer Lehre ich sehr viel verdanke. Was Domherr H. als unbedingte, urchristliche Wahrheit von höchster Bedeutung bezeichnet und lehrt, das wird von unserem (protest.) Pfarrer und von vielen seinesgleichen rundweg geleugnet; an eine sakramentale Gnade glauben sie gar nicht. Wem soll ich glauben? Dem Kanonikus oder unserem Geistlichen? Der letztere sagt mir: „Glauben Sie keinem von beiden, sondern nehmen Sie die Bibel zur Hand und suchen Sie dort die Wahrheit!“ Nun, in der Bibel finde ich ganz klar die Wahrheit von der wirklichen Gegenwart (im Altarssakrament), auch das Sakrament der Beichte und Absolution — das Amt der Veröhnung“; aber unser geistlicher Herr sagt: „Nein, das ist ganz und gar nicht die Wahrheit!“ — Ich frage nun vielleicht ein halbes Duzend katholischer Priester, welches ihr Glaube in betreff gewisser Lehren sei, und ein Jeder von ihnen sagt mir aufs Haar genau dasselbe, obgleich es Männer sein mögen, die einander nicht einmal kennen. Sie sagen: „Das ist nicht meine Privatmeinung, sondern es ist die Lehre der Kirche, und darum muß ich es glauben und glaube es, und das sollten alle

Menschen tun". — Jrgendwo muß doch die Wahrheit sein. Unmöglich kann ein und derselbe Heilige Geist hier einem guten Menschen dieses lehren und dort eine andere gut-gesinnte Seele etwas anderes, was von jenem ganz verschieden oder sogar gerade das Gegenteil davon ist. . . Ich kann mich schlechterdings des Gedankens nicht erwehren, daß auch die anglikanische (protest.) Kirche als Ganzes dies bald und sehr deutlich einsehen muß."

Danach schrieb sie: „Während der letzten 3 1/2 Jahre wurde mein Gemüt durch die Frage über die Stellung und Auktorität der Kirche sehr beunruhigt, und gewiß dienen all die Streitigkeiten und Spaltungen unter uns nicht dazu, einer verwirrten Seele die Ruhe wiederzugeben. . . Mir scheint, es muß ein sichtbares Oberhaupt und Zentrum der Einheit geben, sonst ist wahre Einheit eine Unmöglichkeit, und jeder von uns kann glauben so viel und so wenig als er gerade mag. . . Im verflossenen Jahre stand ich mehrmals auf dem Punkte, um Aufnahme in die römische Kirche zu bitten, durchaus nicht etwa darum, weil mich ihre Zeremonien anzogen oder weil ich all ihre Dogmen annehmen kann, sondern einfach deshalb, weil ich einsehe, daß es auf dieser Welt eine göttliche Stimme gibt und geben muß, um uns zu leiten. Und wo ist diese Stimme? Wo ist das Haupt? Wie können wir darüber Gewißheit haben, was Wahrheit ist?"

Dazu bemerkt der (prot.) Verfasser: „Der Fall ist als ein wahrhaft typisches Muster anzusehen. Wir haben hier nicht das Schreiben eines jungen Mädchens, noch auch die Sprache leidenschaftlicher Aufregung vor uns, sondern die wohlüberlegte Aeußerung eines ängstlich besorgten Gemütes und eines gebildeten Geistes."

Der Leser wird fragen, ob die Brieffschreiberin unterdessen den Eingang zur Wahrheit gefunden hat. Ja, sie gehört heute der Kirche Jesu an. Aber wie groß ist noch immer die Zahl derer, denen man das Wort des Herrn aus dem heutigen Evangelium zurufen möchte: „Daß du es doch erkennen möchtest, was dir zum Frieden dient!" S.

Fata Morgana.

Dichtung und Wahrheit von Em. Dsch.

(Schluß.)

VII.

Vielleicht, lieber Leser, hat es dein Herz ergriffen und erfreut, was ich dir da erzählt habe — aber leider — es ist ja nur ein Luftschloß, eine Fata Morgana. Ich hab's aber niedergeschrieben, um zu zeigen, wie gut und schnell die Fata Morgana des armen Assam-Missions-Obern sich verwirklichen ließe. Gewiß gibt es unter den Leserrinnen viele arme Mädchen mit goldenen Herzen, wie das der Kathrin und etwas besser gestellte wie Martha, Familien, wie die Herrschaft der Kathrin, und hier und da Herren, wie der Freund; vielleicht fänden sich auch reiche barmherzige Damen, wie Martha's Herrin. Obs auch ein Bankier ähnlich dem geschilderten geben wird, das ist ja freilich nicht sicher. Solche Herren lesen katholische Schriften im allgemeinen nicht, aber es kann doch sein; gewiß, es kann eine Martha auf Umwegen diese Blätter solch einem armen Reichen zusteden und dadurch mit der Gnade Gottes ihn zu einem reichen Armen machen. Denke einmal nach, lieber Leser, ob du nicht auf die eine oder andere Weise helfen könntest. Die Liebe macht erfindereich, sie glaubt alles zu können, sie hofft alles, sie überwindet alles.

Und findest du nicht immer solch kräftige Mitarbeiter, so vielleicht doch leichter Adoptiveltern für ein Waisenkind, einen Gönner für einen Greis oder einen Kranken. Es wäre auch ein schöner Gedanke, wenn ein Kind (vielleicht aus reichem Hause) seine Sparkasse leeren und für ein Jahr ein Heidenkind unterhalten oder ein minder gut situiertes Kind für einen Monat es übernehme (das wären dann 8 M. 67 Pf.), oder ein ärmeres Kind nur für einen Tag sorgen möchte. Ein Greis läme monatlich auf 7 M., täglich 25 Pf. Vielleicht übernimmt hier und da ein alterndes Menschenkind solch einen Armen auf einen Monat, oder wenns nicht reicht, für eine Woche oder einen Tag.

Und die Ausstattung der Kirchen? Wer die Herde des Hauses des Herrn liebt, denkt vielleicht an die hl. Gefäße, an Leuchter und Kreuzfig. und Paramente, an Kreuzweg- und Altarbild. Und wer da viel reisen muß, der erinnert sich, daß auch der Missionär reisen muß, zunächst von Europa nach

Indien und dann in seiner Mission von Ort zu Ort. Und ein anderer von praktischer Lebenserfahrung denkt bei sich: Da muß noch mancherlei sein, das noch gar nicht aufgeführt, und vieles, was sich jetzt nicht voraussehen läßt, und was doch so nötig zum Ganzen ist, wie der Kitt zu den Möbeln und Mörtel zu den Bausteinen; und darum spendet der praktische gute Mann, je nachdem, einen Hunderter, oder Fünzigiger, oder Zwanziger oder Zehner, vielleicht Pfennige, vielleicht gar Mark.

Wenn nun ein jeder, der dies liest, beten wollte und mit-helfen, sei es durch eigene Mittel oder durch Verwendung bei anderen, dann würde schnell und rasch eine so große Summe zusammenfließen und so viele Verufe sich finden, daß ohne Zweifel bei der ersten Nachricht davon der arme Missionsobere seinen 12 Missionären wie in trunkenen Freude Botenschaft senden würde, und diese alle würden, jeder aus seinem Posten, in ihr armes Kirchlein eilen mit Brüdern und Schwestern, mit Greisen und Kindern, mit Christen und Katechumenen, und freudig würden die Glöcklein ertönen und jubelnd aus aller Munde ein Te Deum erschallen vor dem eucharistischen Seiland. „Brüder, o Jesus, sind die Zeiten Deiner Erniedrigung und unserer Prüfung, die Stunde der Gnade für Assam hat geschlagen. Deine Liebe hat die Herzen unserer Brüder und Schwestern in Europa entzündet, daß sie erbarmend sich zu uns neigen und uns helfen, dieses Land Dir erobern, und von diesen 7 Millionen so viele, als Deiner Gnade nicht widerstehen."

Am späten Abend, da schon feierliche Stille auf der Mission in Shillong ruht, kniet ganz allein der Missionsobere von Assam in seinem Kirchlein. Das Herz ist ihm so voll Freude und Dank und Jubel und Hoffnung. Er geht zur Mutter der Schmerzen, die er so unzählige Male angefleht, er kann ihr wenig sagen, es sind eigentlich nur Tränen, die er ihr bringt, Tränen der Freude und des Dankes. „Sei ihnen, die mir helfen, Mutter, wie du es mir gewesen!" Denn kniet er noch einmal vor dem Tabernakel und beiet sein Magnifikat. Endlich sucht er sein Lager. Dieser Tag war die Säwelle für eine neue Zeit. Morgen, ja morgen schon in aller Frühe, würde er ans Werk gehen. Im Halbschlummer noch macht er Pläne, wie er am besten beginne, und jedem seinen Teil zuweise, und wie viele Missionäre er schon gleich könne kommen lassen.

Ein Jahr später sind schon nicht wenige Gebilde aus der Fata Morgana entstanden und andere treten schon mehr und deutlicher aus dem nebeligen Hintergrunde hervor. Von Jahr zu Jahr erweitert sich das große Werk und manche der Wohltäter erleben noch seine Vollendung, die anderen schauen sie vom Himmel. Und keinen reut es in der Stunde des Todes, und jeder freut sich in Ewigkeit, daß er mitgeholfen zum Leben zu erwecken des armen Missionsobers von Assam Fata Morgana.

Eine Nachschrift

oder ein offener Brief des Missionsobers von Assam an die freundlichen Leser und Leserrinnen.

Wie der Verfasser dieser Ausführungen bezeichnend hervorhebt, hat jedes Menschenherz seine Fata Morgana, seine Luftschlösser. Je lebendiger sich diese vor dem geistigen Auge ausprägen, desto mächtiger wird das Herz davon erfaßt und ungestüm sucht es nach Mittel und Wege, die entworfenen Pläne in Ausführung zu bringen. Daß auch ein Missionsobere seine Fata Morgana hat, ist ganz selbstverständlich. Wenn ich das ausgedehnte Missionsgebiet von Assam mit seinen kurzgemischten Völkern überblicke und an das traurige Loß der 7 Millionen Seiden denke, die noch in Finsternis und Todesschatten umherirren und für deren Rettung ich als Leiter der Mission verantwortlich bin, so fühle ich einen inneren heftigen Drang, alles anzubieten, um meine Fata Morgana, wie sie in dieser Broschüre niedergelegt ist, recht bald verwirklicht zu sehen. Es ist zwar bereits ein kleiner Anfang gemacht; das Zeichen der Erlösung ist aufgepflanzt und ein kleines Häuflein — 1600 — hat sich auch schon um daselbe geschart, aber es muß entschieden mehr geschehen. Freilich ist es hauptsächlich die göttliche Gnade, die die Herzen umwandelt und unter das süße Joch des Kreuzes beugt, aber nach dem weisen Plane der göttlichen Vorsehung müssen auch menschliche Mittel angewendet werden, um die Befehrung der Seiden zu erzielen.

Dieses auf unsere Mission angewendet, muß ich zu meinem größten Bedauern feststellen, daß die uns zu Gebote stehenden „menschlichen Mittel" nicht im Verhältnis stehen zu der hohen Aufgabe, die an uns gestellt ist. Das Befehrungswerk gleicht einem Eroberungszuge, da müssen also zunächst die wichtigsten Posten besetzt werden durch Errichtung von Stationen. Dieser bedingt aber hinwiederum Vermehrung des Personals. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist ohne kath. Schulen kein durchgreifender Erfolg zu hoffen.

fen. Die meisten Schulen in Assam sind gegenwärtig in den Händen der protestantischen Missionäre oder ausschließlich in den Händen der Regierung. Daß in den ersteren die Kinder unserer Kirche entfremdet werden, ist ganz selbstverständlich; die Staatsschulen hingegen sind die Brücke zu einer verkehrten Zivilisation, die man gewöhnlich Neuheidentum nennt. Wollen wir uns daher Geltung verschaffen, so müssen wir unbedingt eine stattliche Anzahl von Schulen errichten und dementsprechend auch die Lehrer- und Katechetenfrage endgültig lösen. Unter den menschlichen Mitteln spielen auch die Waisenhäuser, Spitäler, Armenapotheken usw. eine gewichtige Rolle. Ich will meine Pläne nicht weiter entwickeln, da ja die Broschüre sich dieses zur Aufgabe gestellt hat. Es sei mir jedoch gestattet, auf ein anderes recht menschliches Mittel hinzuweisen, nämlich Geldmittel. Ohne finanzielle Unterstützung ist es mir unmöglich, meinen Fata Morgana Leben und Wirksamkeit zu geben. Dieses menschliche Mittel hat schon von jeher eine große Rolle gespielt in der Geschichte der Missionstätigkeit. Als der göttliche Heiland, der erste Missionär und große Gesandte Gottes, einstens predigend durch Städte und Ortschaften zog, waren ihm hl. Frauen hilfreich mit ihrer Habe (Luk. VIII. 3). Auch der hl. Petrus und Paulus und spätere Nachfolger im Apostolate erhielten reichliche Unterstützung durch die hl. Plautilla, die hl. Flavia Domitilla, die hl. Lucina usw. Wenn wir die Missionsgeschichte weiter durchblättern so finden wir, daß auch späterhin christl. Männer und Frauen das Missionswerk nicht nur vorübergehend unterstützten sondern durch reichliche Schenkungen häufig auch noch Vorsehung getroffen zum weiteren Ausbau und Fortbestand der neuentstandenen Christengemeinden.

Sollte es nicht auch jetzt noch edle Männer und Frauen geben, die sich durch fromme Stiftungen dauernde Denkmäler der Liebe in Assam setzen wollen? Freilich sind nicht alle mit so reichlichen Mitteln gesegnet aber alle können auf irgendwelche Weise mithelfen und mitwirken zu dem großen Unternehmen. Auch die kleinste Gabe ist uns willkommen und der Hebe Gott wird sich sicher nicht an Großmut übertreffen lassen. Setzt alle diese Zeilen mit Aufmerksamkeit durch und denkt darüber nach, wie Ihr zur Rettung der 7 Millionen Heiden von Assam mithelfen wollt. Die Liebe macht erfindertisch und treibt zu einem edlen Weikampf, namentlich wenn es sich um eine so gute Sache handelt. Werdet mir nicht unwillig wegen meiner großen Zudringlichkeit, die einzig ihren Grund darin hat, die armen, unglücklichen Heiden für den Himmel zu gewinnen. Ich werde Euch von Zeit zu Zeit Bericht erstatten über den Fortschritt unserer Mission und die Verwirklichung der Fata Morgana.

Geldsendungen bitte ich mit dem Vermerk „Fata Morgana-Almosen“ zu adressieren: An den Missionsprokurator P. Aglibert Wollenbrud im Marienkolleg Bamberg bei Passau.

Dankbaren Herzens werde ich mit meinen Mitarbeitern in Christo für unsere Wohltäter beten.

P. Angelus M. Münzloher S. D. S.
Missionsoberer von Assam.

Hus dem Leben in der Natur.

Von Camilla Segholm.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen
von G. Johannis.

Zu Engelberg in der Schweiz entfaltet sich im Sommer ein reges Leben. Der kleine Luftort wird von Engländern und Deutschen in großer Anzahl besucht, namentlich pflegen viele Deutsche ihre Ferien dort zu verleben und ihre ganze Familie mitzubringen. Die Anzahl der Familienmitglieder ist so groß, daß dort in den Gasthäusern eine besondere Table d'hôte für Kinder angelegt wird. Bei schönem Sonnenschein zerstreut sich die Kinderschar im Tal; da die lieben Kinder ja gern Beschäftigung und Unterhaltung haben wollen, so sind sie von ihren guten Müttern mit den hier am Orte so beliebten Kaugnetzen für Insekten ausgerüstet worden, mit denen die kleinen nun ihren Peridörungszug antreten. Daß dieser Sport etwas Böses im Schilde führt, fühlt die Jugend nicht, die Genehmigung der Eltern bürgt ihr dafür, daß dies ein erlaubtes Vergnügen ist. Namentlich wird ein gewisser Teil der Engelberger Umgebung, das „Sorbistal“, von den Kindern überjähmt. Das Tal wird auch „das Ende der Welt“ genannt, weil der Weg plötzlich an einer hohen Felswand aufhört, die jedes weitere Vordringen verbietet. Hier brennt die Sonne zur Mittagszeit, hier findet sich ein üppiger Blumenfloh auf der grünen Wiese, hier fliegen Insekten und alle möglichen Arten von Schmetterlingen in großen Schwärmen umher. Blumen und Insekten strahlen in schönster Pracht, keine, rieselnde Wasserläufe durchziehen die Wiese und halten sie frisch und grün. Im Hintergrunde türmen sich mächtige Schneeberge auf, die von ihrer Eis- und Gletschervelt herabsehen auf die gebrech-

lichen Menschenkinder, die sich dort tummeln. Auf des Allmächtigen Wort „Es werde!“ entstand diese erhabene Natur, und man gewinnt den Eindruck, daß dies alles nicht nur zu Ruh und Freude der Menschen da ist, sondern, daß es auch den Zweck hat, die großen Gedanken Gottes darzustellen, daß besonders die Tier- und Pflanzenwelt nach den ewigen Naturgesetzen ein Leben führt, welches ihnen das Recht giebt, sich des Daseins zu freuen, und das beschützt wird von der unsichtbaren Hand, die es schuf.

Daher fühlt man unbewußt den Drang, die Geschöpfe Gottes zu schonen und bei Gelegenheit ein gutes Wort für sie einzulegen, selbst wenn man sich dabei der Gefahr aussetzt, für schwärmerisch angesehen zu werden. Dies wäre höchst nötig gewesen bei der spielenden Kinderschar, die allemal jubelte, wenn ein buntes Insekt gefangen wurde — armes Insekt, das befühl und betastet wurde von listigen Kinderhänden — aber das wäre ein Eingriff in die Rechte der Eltern gewesen, den man jedenfalls nicht gut aufgenommen hätte. Ich mußte mit damit trösten, daß die kleinen Eroberer nicht immer Glück hatten mit ihrem Fang und daß sie zuweilen ihre Waffe niederlegten, um irgend ein Spiel anzufangen.

Wenn das Tal von seinen kleinen Plagegeistern befreit war, so kamen die großen, die eigentlichen Insektenmaler, die mehr geübten, die mit großen Netzen dort hinaufzogen. Wenn es doch sein sollte, so sah ich lieber das Leben der Insekten in ihrer Hand, als in den Händen der Kinder, die keinen Verstand hatten, ein solches Tierchen zu behandeln. Dies sagte ich auch zu Herrn Vogel, einem Sammler, mit dem ich in Verbindung gekommen war, und welcher es meisterhaft verstand, Schmetterlinge einzufangen. Mit der Dämmerung kamen die Nachtschwärmer hervor, und dann war Herr Vogel auf dem Plage; ebenso wie die kleinen Tiere umkreiste er, bewaffnet mit einem riesigen Fangnetz, die Türen und Fenster des Gasthauses. Er hatte mir gesagt, daß er die Insekten nicht quäle, sondern sie mit Hilfe eines starken Giftes sofort töte. Dies Gift trug er in einem Glase bei sich, in welches das gefangene Insekt hineingeworfen wurde. Man piechte also doch das arme Tier nicht auf, und das war immerhin ein Fortschritt in der Menschlichkeit.

Daher bestrebt ich mich auch, nicht zu große Empfindsamkeit zu zeigen. Am liebsten hätte ich natürlicherweise den Schmetterlingen das Leben gegönnt, aber einem Insektenmaler vorzuschlagen, andere Gegenstände, z. B. Freimarken oder Siegel für seine Sammelnuten zu wählen, ist ganz fruchtlos, und wenn man für die beschwingten Wesen Fürbitte einlegt, so laßt er nur darüber. Es ist nichts mit ihm aufzustellen. Oft meint man, daß es besser sei, seine Gedanken für sich zu behalten, aber stets macht eine mächtige Triebfeder sich geltend, wenn es gilt, für das Gute zu wirken. Man wünscht entweder, einem Schmetterling das Leben zu retten, oder höhere, edlere Tiere der Warmherzigkeit unserer Mitmenschen zu empfehlen, oder es ist unsere ganze Menschlichkeit, unser moralisches Gefühl, das sich erhebt gegen die Gewalttaten, die an den Tieren begangen werden. Immer liegt dasselbe Prinzip zugrunde, dasselbe Prinzip, welches uns in Harnisch bringt, wenn wir das Gute im Leben in Gefahr sehen, wenn wir die Nührungen des Herzens sich in kalte Erwägungen verwandeln sehen, wenn Spott und Hohn stolz das Haupt erhebt und geringschätzig auf die Religion herabsieht. Daher müssen wir stets zu Worte zu kommen suchen mit dem, was uns am Herzen liegt, selbst dann, wenn wir nicht viel damit erreichen, oder gar nur Undank ernten. Wir müssen unsern Platz auszufüllen suchen in dem Kampfe, den unsere Zeit führt gegen alles Ungeheures und Unwahre, welches das Gute und Rechte zu erlösen droht.

Einen starken Verbündeten bei seinem „Totschlagen“ hatte Herr Vogel in dem elektrischen Licht. Engelberg ist, trotzdem es sehr klein ist — es ist nur ein Dorf — ebenso zivilisiert wie seine Kollegen am Vierwaldstättersee. Draußen vor den Gasthäusern erglüht jeden Abend das elektrische Licht; die ganze Straße bildet dann ein Lichtmeer, in welchem die Leute auf und abgehen, als wäre es der herrlichste Mondschein. Wenn einmal der wirkliche Mond sich hervorwagt, so zieht er sich schnell wieder zurück; er kann es nicht aufnehmen mit seinem mächtigen Nebenbuhler, der niemals wechselnden Stimmungen ausgesetzt ist. Das elektrische Licht strahlt so siegreich und beleuchtet die Gletscher so blendend, daß die Leute den lieben alten Mond gar nicht entbehren, sondern ihn fast erstaunt ansehen und versucht sind, ihn alltäglich zu finden, wenn er sich auf diesem modernen Gebiet zeigt.

Nicht allein die Menschen wurden von diesen elektrischen Strahlen angezogen, auch die Nachtschwärmer flatterten dem Lichte zu und taumelten geblendet gegen die Mauer, wo Herr Vogel mit seinem Netze bereit stand, und der gewisse Tod ihrer wartete. Die größten und schönsten Exemplare hatte er schon eingefangen, aber dennoch konnte er niemals genug bekommen von diesem Sport. Abend für Abend wiederholte sich dasselbe Manöver — der blitzschnelle Wurf mit dem Netze, das Verdrängen des Insekts ins Glas und des Glases in die Korktasche.

„Wissen Sie was, Herr Vogel“, sagte ich eines Abends, als er eifrig mit dem Einfangen von Insekten beschäftigt war, „es ist geradezu unheimlich, Sie umherschleichen und auf Ihre Beute lauern zu sehen, und dabei zu wissen, daß Sie mit jeder Bewegung den Tod bringen, ein Leben nach dem andern vernichten in dieser herrlichen Natur, wo Sie von ganz anderen friedlichen Gedanken erfüllt sein sollten.“

„Still, Sie müssen mich nicht hören“ — er hatte soeben seine Waffe gegen die Mauer geworfen und einen schwarzen Nachtschwärmer die Pforte des Todes betreten lassen; jetzt hielt er das Glas mit dem schwarzen Leichnam gegen das Licht. „Na, ich dachte es mir wohl, das ist nur ein ganz gewöhnliches Exemplar — — — Von der Art habe ich schon genug.“ Er schüttelte sein Opfer in der Hand und ließ es auf die Erde fallen.

„So hätten Sie dem armen Tier sein Leben lassen können“, sagte ich.

„Ach, das ist ja doch nur so kurz!“

„Um so mehr Grund, es nicht zu verkürzen.“

„Et was, sollte man sich derartige Strupel machen — — — ein so erbärmliches Ding! Er setzte seinen Fuß auf den schwarzen Gegenstand und zertrat ihn.“

„Ich kann ich dessen erinnern“, sagte ich gedankenvoll, „daß ich, wenn ich als Kind einen toten Schmetterling fand, diesen in einem Blumentopfe begrub, ein wenig Grün darauf streute und glaubte, er könne zu neuem Leben erwachen.“

„Und ich kann mich dessen erinnern“, sagte Herr Vogel lachend, „daß ich, wenn ich einen lebendigen Kofläfer fand, diesen mit einer Nadel aufspießte, und daß es mir nicht im geringsten leid tat, um den Wurschen.“

„Das muß daher kommen, weil Sie die Tiere nicht lieben!“

„Man ist doch auch de nTieren nicht so viel Rücksicht schuldig.“

„Alle lebenden Wesen haben Anspruch auf's Dasein, und man soll das Kleine nicht verachten. Selbst das geringste Geschöpf hat seine Bestimmung hier in dieser Welt und kann uns Menschen nützlich werden, ohne daß wir es ahnen.“

„Ich glaube, daß ich auf diese Weise den besten Nutzen aus den Nachtschwärmern ziehe“, entgegnete Herr Vogel und schüttelte sein Glas; „es ist auch ärgerlich, daß Sie meine schöne Sammlung nicht ansehen wollen. Es ist geradezu ein prächtiger Anblick!“

„Ich liebe es mehr, die Schmetterlinge im Sonnenschein, als auf dem Paradebett zu sehen. Gute Nacht, Herr Vogel!“

Ich ging auf mein Zimmer, von dessen Balkon ich sehen konnte, wie Herr Vogel seine nächtliche Jagd noch lange fortsetzte, nachdem alle anderen zur Ruhe gegangen waren. Sonst war alles still. In kurzer Entfernung vom Hotel hatte eine Zigeunertruppe ihr Lager aufgeschlagen; die ganze Familie war in den Wagen getrocken. Diesen Abend schrien die Kinder nicht; das geschah meistens bei schlechtem Wetter, wenn der Regen die Kleinen naß machte, so daß sie froren. Es war ein außerordentlich armer Tag gewesen. Der Hohn, der in diesen Gegenden oft weht, hatte die Luft trocken und drückend gemacht. Ich ließ die Tür, die auf den Balkon führte, halb offen stehen, als ich zur Ruhe ging. Mein Schlaf war unruhig und voller Träume. Plötzlich erwachte ich davon, daß etwas gegen meine Stirn schlug. Erschrocken fuhr ich auf — wieder ein leichter Schlag, aber diesmal war ich so wach, daß ich mir denken konnte, es müsse ein Nachtschwärmer sein, der sich in mein Zimmer verirrt hatte. Um mich davon zu überzeugen, zündete ich Licht an; ganz richtig — ein sehr großes Exemplar von Herrn Vogels Schwärmern sauste im Zimmer umher. Um zu verhindern, daß er sich an dem Lichte die Flügel verbrenne, stand ich auf und suchte ihm mit dem Taschentuch den rechten Weg zu zeigen. Dann trat ich selber hinaus auf den Balkon, um zu sehen, ob die Luft kühl geworden sei. In diesem Augenblick vernahm ich ein Geräusch. Ich lehnte mich über das Geländer und sah eine Gestalt auf dem Balkon unter mir. Dieser gehörte zu Herrn Vogels Zimmer, und ich vermutete zuerst, es könne Herr Vogel selber sein; da aber die Bewegungen der Gestalt höchst merkwürdig waren, indem sie von außen über das Geländer steigen wollte, so war es wahrscheinlich, daß es ein Dieb war. Ob ich eine Bewegung gemacht oder einen Schrei ausgestoßen habe, weiß ich nicht, aber die Gestalt mußte mich entdeckt haben; sie kehrte plötzlich um — ein Sprung hinaus in die Luft, und verschwunden war sie in der Dunkelheit. Es ging alles so schnell, daß ich noch ungeschlüssig auf dem Balkon stand, als die verdächtige Person sich schon längst entfernt hatte.

„Nun, da die Gefahr beseitigt war, hielt ich es nicht für nötig, die schlafenden Bewohner zu wecken. Mein Blick fiel unwillkürlich auf das Zigeunerzelt; das weiße Segeltuch bewegte sich verdächtig; ich zweifelte nicht daran, daß der Dieb von dort gekommen war. Oft, wenn ich an dem Wagen vorübergegangen war, hatte ich ein paar finstere, unheimliche Gesichter gesehen, und eine Frau mit zwei kleinen Kindern auf dem Schoße. Sie hatte mich freundlich gegrüßt, und ich hatte den Kindern einige Groschen gegeben. Es war ihnen verboten,

die Fremden anzubetteln, aber oft bemerkte ich, wie ihre feindseligen Blicke uns folgten.“

Ich hüllte mich in ein Tuch und nahm auf dem Balkon Platz, um für die Sicherheit meiner Mitbewohner zu wachen. Ich horchte gespannt, aber alles blieb still. Mit dem ersten Morgengrauen fuhr ein bespannter Wagen an dem Gasthause vorüber; es war die Zigeunertruppe, die aufgebroschen war und weiter in die Welt hinaus zog. Mir war, als ob ein paar finstere Augen zu mir hinaufblickten, dann verließ ich meinen Posten, ging zu Bett und fiel bald in einen festen Schlaf.

Als ich erwachte, erschienen mir die Begebenheiten der Nacht wie ein Traum. Während ich mich anleidete, fiel mein Blick auf den Strauß Alpenblumen, der auf dem Tische stand. Dort saß mein Nachtschwärmer von der Nacht und schlief auf einem grünen Blatte. Ich brach das Blatt ab und setzte ein Glas über das Insekt. Dann ging ich hinunter zum Frühstück und zeigte Herrn Vogel meinen Gefangenen. „Sie können dem kleinen Tier hier dafür danken, daß Sie hier ruhig sitzen und Ihren Kaffee trinken können“, sagte ich, indem ich ihm mein nächtliches Abenteuer erzählte. Er war anfangs etwas ungläubig, dann aber ging er hinaus und fand einen Strich an seinem Balkon. Diesen hatte der Dieb benutzt, um die Mauer zu besteigen.

„Solch Diebesgesindel!“ rief Herr Vogel erzürnt aus.

„Seien Sie froh, daß er nicht Ihr Geld oder Ihr Leben genommen hat! Wie wunderbar, daß Sie dies dem kleinen Insekt verdanken, daß Sie so eifrig verfolgen, denn hätte der Nachtschwärmer mich nicht geweckt, so hätte ich die Gefahr nicht abwenden können. Flieg, Vogel, flieg“, und ich gab meinem Gefangenen die Freiheit.

„Ja, ich bin in Ihrer Schuld und in der des Nachtschwärmers“, sagte Herr Vogel. „Wie soll ich mich erkenntlich zeigen?“

„Vor allen Dingen dadurch, daß Sie nicht mehr an diesem Orte jagen.“

„Einverstanden.“

„Es ist am besten, Sie legen Ihre Waffe in meine Hände“, fügte ich hinzu.

„Was dann weiter?“

Ich dachte nach. — „Und dann müssen Sie Ihren Kindern die kleine Geschichte von dem Nachtschwärmer erzählen.“

„Was für ein Vergnügen kann es Ihnen bereiten, daß ich meinen Kindern diese kleine Geschichte von Engelberg erzähle?“

Ich lächelte. „Es ist die Jugend, auf die wir unser Vertrauen setzen.“

„Auch auf die Kinder?“

„Gerade. Was wir jetzt in die Herzen der Jugend säen, das kommt wieder in der nächsten Generation. Wir setzen unsere Hoffnung auf die Zukunft. Und dann müssen Sie mir versprechen, auf den Wert der kleinen Dinger hier im Leben achten zu wollen; bedenken Sie, daß alle ein Glied in der großen Kette bilden, daß jedes für sich ein kleines Rad ist in der Maschine, die das Welt treibt, das Welt, wo wir Menschen nur ein Werkzeug sind, des Herrn Willen auszuführen.“

Herr Vogel senkte schweigend das Haupt. Und er hielt sein Versprechen — wenigstens ein Engelberg. Solange wir dort waren, konnten die Schmetterlinge ungehindert in den Strahlen des elektrischen Lichts an der Mauer tanzen, und was die anderen Dinge betrifft, die ich ihm ans Herz legte, so habe ich den Glauben, daß er sich bei Gelegenheit daran erinnern wird, sowohl im Leben, als in der Natur.

Exerzitien in Neviges.

Vielseitigem Wunsche entsprechend werden demnächst im kathol. Vereins-hause zu Gärdenberg-Neviges von den hochw. Franziskanerpatres Exerzitien veranstaltet:

Für Priester vom 15. August abends bis 19. August morgens und 5. September abends bis 9. September morgens.

Für Lehrer vom 22. Aug. abends bis 26. Aug. morgens.

Für Lehrerinnen vom 29. Aug. abends bis 2. Sept. morgens.

Anmeldungen werden an den derzeitigen Pfarverwalter P. Marcellinus Blum in Gärdenberg-Neviges erbeten.

Priester-Exerzitien 1905

In Kalbeek bei Vallenburg (N.), Station auf der Straße Aachen-Maastricht, werden Exerzitien gehalten:

für Gymnasialisten der oberen Klassen vom Dienstag, 22. August, abends, bis Samstag, 26. August, morgens;

für Akademiker vom Freitag, 22. September abends, bis Dienstag, 26. September, morgens.

Anmeldungen sind zu richten an P. Rektor Nilles, Ignazkolle, Vallenburg (N.), Holland.